

WIGALD BONING

Der Fußgänger



»Eine bodenständige
Philosophie des Wanderns«

MEINE ESSENZ ZUM
300-JÄHRIGEN JUBILÄUM DES
GRÄFE UND UNZER VERLAGS



EDITION



Für Mama

Über allen Gipfeln
sind Schuh'.
Unter allen Zipfelmützen
ambitionierte Alpinisten,
die eine Outdoor-App benützen.
Ihr Leben ist ein
schweißgefüllter Schlauch.
Warte nur! Bald
wanderst Du auch.

sehr frei nach
Johann Wolfgang von Goethe

Inhalt

Prolog 8

Die Ursuppeneinlage langweilt sich 8

Mein Weg zum Wandern 20

Womit wandern? 28

Das Geheimnis der roten Aktentasche 31

Gehrock und Klappzylinder 34

Viva la Badelatsche! 37

Guten Rutsch 40

Die letzte Skitour meines Lebens 43

Willkommen in der Holzklasse 46

Schieb, schieb 54

Barfuß durch Paris 60

Nacktwandern 63





Mit wem wandern? **68**

Weltrekord im Eingehakt-Spazierengehen **70**

Angriff des Killerigels **73**

Wie ich wandernd eine Ehe zerstörte **76**

Tragische Vaterfreuden **78**

Futtern wie bei Müttern **80**

Weihnachtswanderungen **82**

Megamarsch **86**

Bin gleich wieder da! **90**

Hunde, wollt ihr ewig leben? **94**

Unternehmen Capricorn **97**



Wohin wandern? 100

Arbeitswege schänden nicht 102

Von Rötze nach Quetsch 103

Stadt, Land, Fuß 109

In die Nacht wandern 115

Rotlicht-Report 119

Auf die höchsten Berge der deutschen Bundesländer 122

Wie schnell wandern? **146**

Bummelanten, Goldgeher und Knüppelträger **148**

Expressgehen **149**

Gehdanken am Wegesrand **151**

Am Ufer deutscher Wasserläufe **155**

Wer war noch mal Karl Carstens? **161**

Glanz und Elend des Wandertagebuchschreibens **165**

Finale: In Stöckelschuhen auf die Zugspitze **168**

Epilog **174**

Impressum **176**



Mein Weg zum Wandern

Es ist noch kein Spaziergangster vom Himmel gefallen – alle haben wir uns mühsam aufgerappelt. In der Lotrechten entscheiden dann Schlüsselmomente darüber, ob wir im Wandern die Würze des Lebens erschmecken oder doch nur altbackene Crou-tons auf der Wassersuppe des Daseins. Nicht zuletzt meinen Eltern verdanke ich die Gewissheit, auf allen Wegen eine Messerspitze Thrill im Schuh dabei zu haben.

Beginnen wir mit meiner ersten Erinnerung an den aufrechten Gang: Eine Reihenhaussiedlung am südlichen Stadtrand von Oldenburg. Ich bin etwas über zwei Jahre alt, sitze in der Sandkiste beim älteren Nachbarkind und bekomme eine blaue Schaufel auf den Kopf gehauen, rappele mich auf, laufe zum Gartenzaun und rufe weinend nach meiner Mama.



Papa, Mama und meine Schwester Melani – meine erste Wandergruppe (man beachte die Schnabeltiermütze meiner Mama, in den 70ern noch gang und gäbe).

Ist gewiss unschön, dieses älteste Gedankenbild, aber natürlich nicht außergewöhnlich. Das Sprechen beherrschte ich erst spät, mit zwei Jahren, das Laufen jedoch bereits mit eins. An den Prozess des Lernens, daran, wie ich mich an Tischkanten hochziehe, drei Schritte gehe und wieder umfalle, kann ich mich nicht erinnern. Diese Bilder sind nicht archiviert. Kann es sein, dass es den meisten Menschen geht wie mir? Oder gar allen? Liegt unser aller Aufstehen im kollektiven Dunkel? Wir können uns nicht darüber unterhalten, wie wir in die Vertikale fanden, das Glücksgefühl, kein Baby mehr zu sein, sondern ein Kleinkind, ist verschollen. Das Laufen erscheint uns allen selbstverständlich – dabei ist es das natürlich gar nicht. Die Anzahl der Tierarten, die ihre Leben auf zwei Beinen laufend verbringen, ist streng limitiert. Der Vogel Strauß fällt mir ein, und die Erdmännchen – aber die stehen ja eher rum und pfeifen sich eins.

Das zweite Kapitel meiner Gehmoiren spielt wesentlich später, in der Kindergartenzeit, ist aber dafür auch erheblich dicker. Einmal, so sprintet es mir durch den Kopf, war ich beim Kinderturnen und stampfte mit jedem Schritt fest auf den Turnhallenboden und freute mich über die knallenden Planken unter meinen Turnschühchen. Könnte sein, dass dies für einige Jahre die letzte erinnerbare Entdeckung eines Gehstils war.

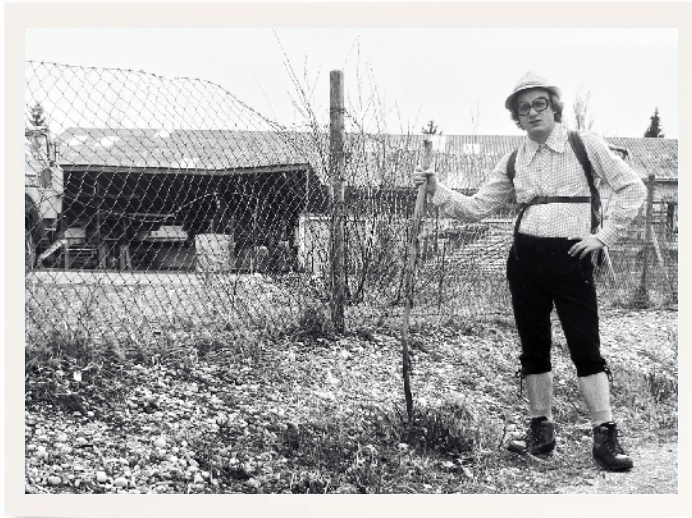
Dann: Pause im katholischen Kindergarten. Sandkastenfreundin Anja wird für irgendetwas belohnt und darf die Glocken der Kapelle läuten – ich schlurfe neugierig neben ihr her. Auch im Kindergarten. Pause. Alle Kinder laufen in den Hof und spielen »Jungs die Mädchen«, alternierend mit »Mädchen die Jungs« (Fangen). Es wird gesungen. Ich will nicht mitmachen, finde singen peinlich, außerdem gelte ich als sogenannter »Brummer«, also ein Kind, das für unfähig gehalten wird, Melodiefolgen zu erfassen, höchstens zum Rappen taugt – aber Hip-Hop gibt es Anfang der 70er noch nicht. Mit Spezialerlaubnis der Kindergärtnerin darf ich mich erheben und ins Nachbarzimmer trotten, um dort mit Buntstiften zu zeichnen.

Stampfen, schlurfen, laufen, trotten: Immerhin kann ich mich noch an die Einzelheiten der Gangart erinnern, wenngleich die Fortbewegung bereits zur selbstverständlichen Rahmenhandlung geworden ist, im Vordergrund stehen Glockenläuten, von Mädchen gefangen werden, brummen und zeichnen.

Als das Gehen wieder die Hauptrolle spielt, bin ich bereits ein Grundschulkind. Papas Hobby ist das Wandern, und jeden Sonntagmorgen verbringen wir gemeinsam auf Wanderschaft. In der Regel fahren wir im zitronengelben BMW 1802 zum Startort,

zumeist ein Wanderparkplatz oder eine Gastwirtschaft. Papa trägt Kniebundhose aus braunem Breitcord, dazu tannengrüne Kniestrümpfe, obenrum eine hellbeige Joppe aus Popeline. In der einen Hand hält er das blaue 1:50 000-Blatt des niedersächsischen Vermessungsamtes, in der anderen den Wanderstock. Auf dem Kopf trägt er eine Prinz-Heinrich-Mütze, damals, in der Ära von Bundeskanzler Helmut Schmidt, der In-Hut Nr. 1. Unsere Wanderstrecken sind ausnahmslos Rundkurse, messen zumeist 10 bis 20 Kilometer und passieren die lokalen Sehenswürdigkeiten, die tausendjährige Eiche im Hasbruch etwa, ein Waldgebiet zwischen Bremen und unserem Wohnort Oldenburg, das Sager Meer oder die vielen steinzeitlichen Grabanlagen im Oldenburger Land.

Zu allem weiß Papa spannende Geschichten zu erzählen, etwa die Sage von der Entstehung des Zwischenahner Meeres: Als in Oldenburg die erste Kirche gebaut wurde, war der Teufel stocksauer. Mit roher Kraft riss er einen ganzen Wald mitsamt Mutterboden aus, unter dem er die Huntemetropole begraben wollte. Den Wald in Händen, marschierte er durch das Moor Richtung Kirche und begegnete einem weißen



Ende der 90er in Argentinien. Hinter dem Zaunpfahl
erahnt man den Aconcagua (6961 m).

Hahn, der krächte. Der Teufel blieb kurz stehen und stöhnte: »Witte Hahn sitt, ich acht di een Schitt!« Bald darauf begegnete er einem roten Hahn, sagte: »Rote Hahn ro, ich acht' di so no (ungern)« und ließ einen Teil des Waldes fallen – just an der Stelle, an der sich heute der kleine Wildenloh befindet, ein bei Ausflüglern beliebter Forst. Schließlich traf er einen schwarzen Hahn. »Swarter Hahn swart, du treddst mi all wedder up't Hart!«, schrie der Teufel und ließ den restlichen Wald fallen – den heutigen großen Wildenloh. Die Stelle, an der der Teufel den Wald ausgerissen hatte, lief mit Wasser voll – das Zwischenahner Meer.

Es ist kein Zufall, dass es in dieser Erläuterung auch um die schöne, stolze plattdeutsche Sprache geht, ein Idiom, dem sich mein Vater lebenslang mit größter Inbrunst widmete. Sobald wir nach absolvierter Wanderung im Gasthaus einkehren, wird komplett auf Plattdeutsch umgeschaltet und mit dem Wirt und seinen anderen Gästen geplaudert. Ich verstehe zwar das meiste, kann mich aber nicht daran erinnern, jemals selbst das Wort auf Platt ergriffen zu haben – dafür bin ich zu unsicher, nicht nur, was die korrekte Grammatik angeht. Anstatt mitzuschlucken, studiere ich die markanten Charakterköpfe. Gewaltige Rosacea-Nasen, dröhnende Bässe, prachtvolle Pranken, mit denen die Leute abwechselnd ihr Frühschoppen-Jever-Pils und ihre HB-Zigaretten zum Munde führen.

Auch ich trage bald Kniebundhose und rot-weiß-karierte Oberhemden und freue mich, wenn der zurückgelegte Weg besonders lang ist. Abschließender Teil des Sonntagsrituals ist es, die erwanderte Strecke mit einem Textmarker auf der Wanderkarte einzuzichnen, und nach der Rückkehr ins Reihenhaus setzen wir uns aufs schwarze Ledersofa und betrachten gemeinsam die mal pinke, mal gelbe Linie. Der Wanderkartenstapel liegt in Papas Arbeitszimmer, es handelt sich um eine üppige Sammlung, und manchmal greife ich auch mitten in der Woche zu einer der Karten und studiere sie.

Die Osterurlaube der Familie Boning werden generell in wandertauglichen Gegenden verbracht, etwa in der Lüneburger Heide, im Wiehengebirge oder im Harz. Von einer Ankunft nach einer Harzwanderung existiert sogar ein Super-8-Filmdokument, das ich erst nach seiner Digitalisierung als Erwachsener wiedersah. Ich bekam einen Riesenschreck, wie klein und filigran ich in dem Film agiere, als Sechsjähriger, der im Garten der Ferienwohnung eine Steintreppe hinabgeht, allerdings im selben Selbstbewusstsein wie heute, 50 Jahre später. Optisch wohnt dem Abgang kein »Hoppla, hier komm' ich« inne, es ist keine Showtreppe, die ich da hinabstolziere, eher gehe ich vorsichtig, ja linkisch, aber innerlich, oho, da brodelte die Persönlichkeitssuppe bereits über

loderndem Feuer. Ich kann mich jedenfalls an alle Details des Moments erinnern – ich war damals unzweifelhaft bereits ich, und genau dieses Ich bin ich geblieben.

In einem anderen Jahr fahren wir zum Wandern in den Teutoburger Wald, aber sämtliche Geherinnerungen sind von einem besonderen Ereignis auf dem Ferienbauernhof überlagert: Ein Schaf gebiert Vierlinge – das ist auch unter Schafen selten! Der Lokalreporter kommt herbei, um ein stimmungsvolles Aufmacherbild für die Osterausgabe seiner Zeitung zu knipsen. Unter den Kindern, die mit ihren Eltern Ferien auf dem Bauernhof machen, werden vier Träger für die neugeborenen Lämmer ausgesucht, darunter ich als Nesthäkchen – ich soll das kleinste und schwächste Lamm präsentieren. So weit, so gut. Kurz vor der Fotosession stirbt das kleinste Lamm. Was tun? Um das Osteridyll nicht unnötig zu brechen, wird mir der Leichnam anvertraut, den ich tunlichst so halten soll, als wäre das Tier noch am Leben. Und bitte lächeln! Cheese!

Auch den allerersten Vorboten meiner Pubertät markiert eine Wanderung: Eines Sonntags Ende der Siebzigerjahre besuchen wir ein Hochmoor, und Papa erklärt die Eigenart eines Moorloches. »Wer hier hineinfällt«, doziert er, während er mit der Spitze

seines Wanderstabes auf ein paar unscheinbar schwankende Spezialmoosnester zeigt, »kommt ohne Hilfe nicht so leicht wieder heraus.« Und während er nach kurzer Denkpause »eigentlich gar nicht« hinterherschreibt, mache ich zwei Schritte vorwärts und versinke prompt bis zum Brustkorb im Sumpf. Warum ich auf diese dumme Weise seinen Vor-

Ich erschrecke über die Tatsache, dass man tatsächlich im Moor versinkt – und über mich. Warum habe ich das getan? Bin ich womöglich gar nicht die altkluge Leseratte mit guten Noten, sondern beherberge in meiner Persönlichkeit auch blinde, ja, blöde Flecken?

trag bebilderte? Keine Ahnung, außer eben, dass sich in diesem Moorloch die erste Knospe meiner Adoleszenz öffnete, eine besinnungslose Revolte gegen die Vernunft der Alten, ein kurzer Selbstfindungstrip ins nasse Nirvana.

Ich erschrecke über die Tatsache, dass man tatsächlich im Moor versinkt – und über mich. Warum habe ich das getan? Bin ich womöglich gar nicht die altkluge Leseratte mit guten Noten, sondern beherberge in meiner Persönlichkeit auch blinde, ja, blöde Flecken? Womöglich wurde an diesem Vormittag der Grundstein für meine Mitgliedschaft bei »Die Doofen« gelegt, das krude Duo mit Kollege Olli Dittrich, dessen Zyklus »Lieder, die die Welt nicht braucht« in den 90ern die Charts stürmte. Und: Mag eine Wanderung auch vergleichsweise öde anmuten, so lernte ich an diesem

Tag, so kann sie mit ein paar wenigen Fehlschritten zum dramatischen Überlebenskampf werden.

Papa schaltet schnell. Er reicht mir den Knauf seines Wanderstabes, an dem ich mich festhalte, und zieht mich kreidebleich aus dem Sumpf. Unklar, wer von uns beiden der perplexere ist.

Ein kindliches Wandererlebnis mit noch größerer Dramatik trägt sich an bzw. in der Nordsee zu, vielleicht in Bengersiel. An einem heißen Sommertag habe ich mit meiner Mama eine Wattwanderung unternommen. Am Leib tragen wir lediglich Badekleidung, Proviant und Sonnencreme führt Mama in einem Beutelnetz mit. Wir befinden uns bereits auf dem Rückweg und gelangen an einen breiten Priel. Mama nimmt mich auf ihre Schultern und beginnt, das reißende Wasser zu durchwaten. Schnell steht sie bis zum Bikini im Wasser, der Inhalt des Beutelnetzes wird durchfeuchtet, und ich spüre die Panik, die sich mit jedem Schritt mehr meiner Mutter bemächtigt. Schwer keuchend weicht sie rückwärts zurück. Unschlüssig stehen wir am Ufer des Priels, Mama flucht verstohlen, und ich beginne leise zu weinen. Sie setzt mich ab, reißt mich an der Hand hinter sich her, rennt zunächst 20 Meter in die eine, dann 40 Meter in die andere Richtung am Ufer entlang. Mamas Flüche und mein Gewimmer werden lauter. Ich spüre, dass jede Sekunde zählt. Es hilft nichts, um ans Ufer zu kommen, müssen wir durch den immer schneller strömenden Fluss hindurch. Schwimmen ist keine Option, das wäre selbst für echte Cracks lebensgefährlich. Wir können nicht länger warten, müssen waten, uns mit den Füßen gegen die Strömung stemmen. Aber was sage ich »wir«? Mama muss das – ich sitze lediglich auf ihren Schultern und kralle mich an ihrem Kopf, an ihren Haaren fest. Meine Aufgabe besteht darin, nicht allzu laut zu weinen, und als wir im Wasser sind, verebbt der Tränenfluss prompt – zu gebannt bin ich von Spannung und Gefahr. Wir haben nur einen Versuch. Mama steht schief in der Strömung, kämpft sich erbittert durch die Arterie des blanken Hans. Noch zehn Meter, Mamas Mund verschwindet im Wasser. Ich halte den Atem an, greife so fest in ihre Dauerwelle, dass ich Krämpfe in beiden Händen habe. Noch fünf, ich beginne wieder zu atmen, noch drei, wir sind außer Lebensgefahr. Auf der Festlandsseite des Priels sinkt Mama auf die Knie, wir umarmen uns endlos und genießen das Leben.

Immer wieder begegne ich Menschen, die in ihrer Kindheit zum Wandern gezwungen wurden und die Gänge im Kreis der Familie als öde empfanden, als freudlose, langweilige Pflichterfüllung. Bei mir war's umgekehrt. Wandern mit meinen Eltern – da kommen mir sofort farbige, grelle, spannende Situationen in den Sinn, wahre Krimis,

begleitet vom Duft einer zugequalmten Landgaststätte und dem heiseren, halblauten Palaver eines plattdeutschen Bauernstammtisches.

Mit der Pubertät ändert sich in meinem Leben vieles, aber die Lust am Wandern, am langen Fußweg bleibt eine Konstante. In meiner persönlichen Laufbahn nimmt ein Ausflug einen ganz besonderen Rang ein, eine Konzertreise nach München, müsste wohl 1985 gewesen sein. Die Punk-Jazz-Band KIXX, in der ich damals als Sänger und Saxofonist mitwirke, gastiert in der Alabamahalle. Ich arbeite als Zivi in Bremen, es ist Sommer, und in der Nacht vor dem Auftritt fahren wir im ockergelben Lada von der Weser gen Süden. Als hippe Rowdys lassen wir es uns nicht nehmen, den Sonnenaufgang in einem öffentlichen Schwimmbad irgendwo in der Holledau zu genießen, und um ins kühle Nass zu gelangen, müssen wir einen Maschendrahtzaun überwinden (dies erwähne ich hier nur, um einen Eindruck von unserer damaligen Halbstarkehaftigkeit zu vermitteln). Das anschließende Konzert verläuft prima, wir schlafen fest, und für den darauffolgenden Tag haben wir uns eine echte Bergwanderung vorgenommen – aus bremischer Sicht natürlich eine Delikatesse.

Nach kurzem Blick auf die Landkarte entscheiden wir uns für den Zahmen Kaiser, einen Gebirgsstock knapp hinter der Grenze an der Kufsteiner Autobahn. Bassist Willy und Trompeter Lars sehen wohl ähnlich exzentrisch und potenziell benebelt aus wie ich, jedenfalls werden wir alle an der Grenze herausgewunken und gründlich gefilzt – so war das damals üblich. Von Walchsee aus ersteigen wir den Heuberg, 1603 Meter hoch, einen unschweren Wiesenbuckel mit fantastischem Tiefblick auf den paillettenhaft glitzernden See und in die höheren Sphären des benachbarten Wilden Kaisers. Wir, in diesen Jahren an andere Methoden gewöhnt, sind schwer berauscht von der Schönheit des Abendlichts und übernachten unterm Gipfelkreuz. Ein echter Initiationsmoment: Kaum sind wir wieder daheim in Bremen, komponieren wir einen Zyklus namens »Lieder der Berge«, dessen wichtigster Titel »Cowboy Games« auf Jahre Teil unseres Repertoires ist.

Das Bergwandern und ich: Eine Liebe auf den ersten Blick. Wie praktisch, dass im selben Sommer noch einige Konzerte in der Schweiz anstehen, etwa auf dem Festival am Gasometer in Bern. Bei erstbestener Gelegenheit ersteigen wir den Niesen, eine wunderschöne Felspyramide mit Blick auf Eiger, Mönch und Jungfrau, vortrefflich aquarelliert von Paul Klee. Der Kunstdruck mit dem mondbeschienenen Dreieck hing jahrelang in meinen WG-Zimmern, und jetzt, da ich darüber schreibe, reift spontan die Idee, mir das Poster erneut zuzulegen.

Der Blick vom Gipfel, rüber auf die Gletscher des Berner Oberlandes, macht unseren Hunger noch größer. Wie praktisch, dass wir im selben Sommer Nüne und Goggo kennenlernen, ein Schweizer Hipsterpärchen mit Zugang zu einer Hütte bei Grindelwald, hoch gelegen, nicht weit vom Aletschgletscher entfernt. Meine Augen werden groß und größer, als wir die Hütte besuchen, ich schmelze dahin wie die Ränder des Gletschers im Sommerwind. Am nächsten Morgen inspizieren wir diese Ränder aus der Nähe, und ich bin irritiert, wie dick die anthrazitfarbene Schmutzschicht auf dem Eis ist, das doch vom Tal aus so frisch, so bläulich schimmert. Auf dem Rückweg verschlägt es Nüne auf ein Schotterband, er rutscht einige Meter ab und gerät in Panik. Goggo beruhigt seine Freundin und eilt ihr zu Hilfe, während Lars und ich stumm schluckend zuschauen. Ganz harmlos, so lerne ich auch als junger Erwachsener, ist dieses Bergwandern nicht.

**»Meine Augen werden groß und größer, als wir die
Hütte besuchen, ich schmelze dahin
wie die Ränder des Gletschers im Sommerwind.«**

Als Zivildienstleistender unternehme ich auch meinen ersten Wanderurlaub, ohne Eltern, mit allem Drum und Dran. In Begleitung meiner Freundin fahre ich im Kleinwagen und ebensolchem Zelt in die Nähe von Bad Essen – da, wo die Norddeutsche Tiefebene von einem ersten zarten Hügelzug begrenzt ist. Hier ist schon mein Papa regelmäßig gewandert, ausgehend vom »Saurierwirt« in Barkhausen. Den Saurierwirt gibt es leider nicht mehr, er ist dauerhaft geschlossen. Seinen Namen verdankte er einigen Versteinerungsfunden vor Ort, die im Schankraum ausgestellt waren.

Wir schlagen unser Zelt im verwitterten Garten einer Schlossruine auf, werden aber nach wenigen Nächten mit einigermaßen bedauernden Worten vom Hof gebeten. In Erinnerung ist immerhin eine lange Tageswanderung, eben nach Bad Essen und zurück, ferner ein mehrtägiges Regeninferno, dem ich wiederum enorm viel danke. Warum? Statt zu wandern, beschließen wir nach einiger Zeit lieber ins Kino zu gehen, und der einzige Film, der gegeben wird, ist die »Nackte Kanone«, ein Sujet, über das ich bis zu diesem Tag die Nase rümpfte. Im Kino lachen wir uns allerdings scheckig, und fortan habe ich immerhin eine Ahnung, dass Comedy auch mein Leben schöner machen kann.



Klar, man kann sich natürlich
immunisieren. Voller Abenteuerlust
habe ich mich bereits vor langer
Zeit den geschilderten Gefahren
bewusst exponiert.

Womit wandern?

So alt das Gehen, so groß ist das Bestreben
des Menschen, sich und sein Tun immer
wieder neu zu erfinden.

So alt das Gehen, so groß ist das Bestreben des Menschen, sich und sein Tun immer wieder neu zu erfinden. Beim Reisen zu Fuß ist dies besonders augenfällig. Zügiges Gehen heißt neuerdings »Speed-Hiking«, und da ich dies schreibe, sind gewiss gleich mehrere Werbeagenturen auf der Suche nach weiteren Bezeichnungen. Rapid Feet, Forward Going, Steps ahead. Ähnlich verhält es sich mit dem wenigen, was zum Wandern für erforderlich gehalten wird. Unterschätzen wir womöglich altertümliche Ausrüstungsgegenstände, setzen allzu sehr auf die chemischen Lösungen unserer Ära? Beispiel Rucksack. Wenn man der zeitgenössischen Reklame trauen darf, ist wandern ausschließlich mit einem Traggestellrucksack aus einem Hause à la Globetrotter möglich. Nur ein meh-

**»Beispiel Rucksack. Wenn man der zeitgenössischen
Reklame trauen darf, ist wandern
ausschließlich mit einem Traggestellrucksack aus einem
Hause à la Globetrotter möglich.«**

rere Hundert Euro teures Modell der neuesten Generation ist in der Lage, Kleidung, Ausrüstung und Proviant in einer Weise aufzunehmen, die ein Vorwärtskommen überhaupt möglich macht. Die Verwendung von Rucksäcken, die mehr als drei Jahre auf dem Buckel haben, führt unweigerlich zu starken Rückenschmerzen, die bis in Knie, Knöchel und Kapuze ausstrahlen, zu irreversiblen Schäden, auch an den Schultern, im Beckenbereich und an den Augen. Den Augen? Gewiss! Das grelle Design vergangener Wandernmoden frisst sich tief in die hilflose Retina, belastet ferner die Psyche des Betrachters und vermittelt außerdem den Eindruck, dass der Träger ebenso von gestern ist wie sein Rucksack, mithin altes Eisen, ein abgemeldeter Hans Wurst beziehungsweise eine Wurstin, fürderhin nicht ernst zu nehmen, ein Mensch, der sich ins Off befördert, womöglich auch noch ein Handy aus dem letzten Jahr mit sich herumträgt, schlimm-schlimm. Da Geschmack- und Erfolglosigkeit bekanntlich ansteckend sind, heißt es für den Betrachter: Am besten beide Augen schließen und sodann nichts wie Reißaus nehmen. Hat man sich in Sicherheit gebracht und ist der optische Schock verarbeitet, gilt es verzugsfrei die Geschmackspolizei zu verständigen. Wo hat sich der Vorfall ereignet? Handelt es sich beim wandernden Gefahrenquell, oh weh, um eine Seniorin, einen Senior, einen Nonkonformisten, einen Waldschrat, allesamt Trouvaillen aus dem Spülsaum der Gesellschaft? Gefährdet nur der Rucksack die öffentliche Sicher-

heit, oder ist womöglich auch das Wams grell gefärbt, die Hose aus den Achtzigern, die Mütze nicht atmungsaktiv? Ganz wichtig: Spielen Sie nicht den Helden und ziehen den Modeverächter auf eigene Faust aus, sondern überlassen Sie dies den Spezialkräften der Geschmackspolizei. Fast noch wichtiger: Lassen Sie sich nie, niemals einreden, man könne auch in ollen Neon-Windbreakern vom Speicher aufbrechen! Kann man nicht, der Wind wird in diesen eben nicht gebrochen, Ihnen droht folglich der Tod durch Erfrieren bzw. Verblasung, oder doch wenigstens der soziale Tod wegen Hässlichkeit.

Das Geheimnis der roten Aktentasche

Klar, man kann sich natürlich immunisieren. Voller Abenteuerlust habe ich mich bereits vor langer Zeit den geschilderten Gefahren bewusst exponiert. Ein Spaziergang im Bergischen Land kommt mir in den Sinn, Mitte der Achtzigerjahre, kurz nach dem Besuch am Aletgletscher. Ich spielte mit meiner Punk-Jazz-Band KIXX auf den »Wuppertaler Postnuklearen Aktionstagen«, und bei mildem Abendlicht schnappten wir ein wenig Luft, ehe wir uns auf unseren Auftritt vorbereiteten. »Wir« – das sind in diesem Fall ich und zwei Mitglieder jenes Wuppertaler Künstlerklüngels, der hinter diesem ebenso mitreißenden wie hirnrissigen Festival steckte. Ich wiederum steckte in einem Leinenanzug, den ich mir wenige Tage zuvor in einem der damals populär werdenden Second-Hand-Läden gekauft hatte, pro Kilo 20 Mark, oder so ähnlich. An den Füßen trug ich spitz zulaufende Straßenschuhe aus den Fünfzigern, Aki-Kaurismäki-Style, deren Absätze allerdings so abgelaufen waren, dass die blanken Nägel in Kontakt mit dem Asphalt traten, was sie weniger nach 20 Mark denn nach Pfennigabsätzen klingen ließ, klack-klack, klack-klack.

Die beginnende Dämmerung tunkte das Weichbild der Schwebebahnstadt in leuchtendes Orange, und beim Beschlendern einer steil in das Tal der Wupper hinabführenden Straße machten wir eine atemberaubende Entdeckung: Wenn ich die Eisenstifte, die aus meinen Schuhen ragten, mit Verve über den Asphalt streifte, so wie Streichhölzer über eine Reibfläche, kam es zu opulentem Funkenflug. Eine wunderkerzenhafte Schleppe hinter mir herziehend, sorgte ich bei meinen Begleiterinnen für Ahs und Ohs, und mir wurde klar, dass auch Schuhe, deren Beschaffenheit nicht nur einer Fernwanderung, sondern schon einem kleinen Spaziergang theoretisch im Wege steht, praktisch enorme Vorzüge haben können, nicht zuletzt optisch. Als wir das Ufer der Wupper erreichten, war es fast dunkel geworden, und ich zum Funkenmariechen. Lust-

voll schlurfte, schrappte ich über den Teer und fühlte mich wie der Halleysche Komet, der hellste unter den kurzperiodischen Kometen, letztmals in Erdnähe mit bloßem Auge sichtbar im Jahr 1986 – also ungefähr während der Wuppertaler Postnuklearen Aktionstage, und das nächste Mal 2061 – dauert also noch ein Weilchen. Der Halleysche Komet verliert im Laufe der Jahrhunderte an Helligkeit, was mit der Freisetzung von Gasen und Staub bei intensiverer Sonneneinstrahlung zusammenhängt – in Sonnennähe verliert er bis zu 50 Tonnen Masse pro Sekunde. Klingt nach extremer Diät, trotzdem reicht es mindestens seit der Antike für beständige, viel rezensierte Tourneetätigkeit. Meine Schuhe hingegen verloren mit jedem Ratsch neben dem Funkschweif einige Metallspäne der hervorstehenden Nägelchen, und überdies reichlich Absatzfurnier und Sohlenkork. Und so war meine mobile Feuerwerksanlage bereits nach



Mein erster Wanderrucksack,
randvoll mit hart gekochten Eiern.

wenigen Tagen außer Betrieb und meine Kometenwanderung endete vorläufig. Ich möchte mich nur ungerne langfristig festlegen, aber sollte ich 2061 noch gehfähig sein, so werde ich rechtzeitig zur Rückkehr des Halleysche Kometen erneut Pyro-Pantoffeln anziehen und den himmlischen Vagabunden zum Duett auffordern.

Ein deutlich haltbareres Wanderutensil ist mein roter Ranzen. Nein, ich trug ihn nicht in der Schule, aber meine Kladden steckten in ähnlichen Tornistern, ehe die Firma Scout 1975 wenigstens in Westdeutschland das Ancien-Ranzen-Régime hinwegfegte. Leder galt nach dieser Wegscheide der Gepäckgeschichte als rückständig und schwer, man meinte damals, das hohe Eigengewicht der Traditionstaschen belaste die zarten Schülerrücken, und der kunstfaserige Scout versprach Abhilfe. Eine weitere Innovation dieser von der Alfred Sternjakob GmbH in Frankenthal (Pfalz) entwickelten und bis 1990 ebenda hergestellten Revolutionsranzen war die Integration von Katzenaugen in die Verschlüsse, was die Verkehrssicherheit des Trägers sichtbar erhöhte. Die klassische Aktentasche mit Trageriemen wurde mitleidslos ausrangiert wie die Dampfmaschine oder die ostfriesischen Häuptlinge.

Aber was hat die Revolution gebracht? Sind die Rücken der Scout-Träger wirklich gesünder? Verlässliche Zahlen kann ich keine finden, aber gefühlt hat heute ein jeder Rücken, auch und gerade jene, die nicht lebenslang Kraxen, Mehlsäcke und eben Lederaktentaschen mit einschneidend schmalen Trageriemchen schleppten. Eher im Gegenteil: Wer sich sein Leben lang über die Riemchen ärgert, bekommt gar nicht mit, dass die Bandscheiben vom Dreier gesprungen sind, und zwar alle. Schmerz, so lehrt das Leben, ist nur so lange spürbar, wie ihn kein stärkerer Schmerz zur Petitesse werden lässt.

Die Katzenaugen wiederum haben selbstverständlich unzählige Leben gerettet, aber heute ist ein original Lederranzen aus der Ära meiner Kindheit eine Attraktion. Wenn ich damit auf einem herkömmlichen Vorstadtgehweg spaziere, spricht sich das Unikum auf meinem Rücken zügig herum. An den Fenstern der Mietskasernen erspähe ich ältere Hausfrauen, wie sie mit Lockenwicklern im Haar ihren Freundinnen vom roten Ranzen in ihrer Straße erzählen. Katzen nähern sich vorsichtig, legen den Kopf schief, Blauracken und Eichelhäher setzen sich auf das patinierte Klappendach, Fahrradfahrer steigen ab und schieben, sobald sie meiner Aktentasche angesichtig werden, und der Motor des gemeinen Automobils wird stantepede abgewürgt, wenn ich im Lichtkegel eines Wagenlenkers erscheine. Autos, die das autonome Fahren beherrschen und sich mir von hinten nähern, bleiben sowieso stehen und verweigern für zwölf Stunden die Wiederinbetriebnahme. Doch, stimmt wirklich, Elon Musk sagt dazu bisher nichts,

ich weiß, aber ich würde doch niemals lügen, schon gar nicht, wenn's um meinen roten Ranzen geht!

Dass ich mit meinem roten Ranzen nie überfahren wurde, könnte (Arbeitshypothese zwei) auch damit zusammenhängen, dass ich in meinem Wanderalltag, von gelegentlichen Ausnahmen abgesehen, autoarmen Wegen den Vorzug gebe. Alle Welt fährt heutzutage SUV, aber eben nicht auf den Wegen, für die sie gemacht sind – gut so!

Übrigens habe ich neben meiner Aktentasche, die auf dem Umschlagbild dieser Publikation prominent platziert ist, noch ein weiteres Spezialgepäckstück im Einsatz, nämlich einen Jägerrucksack von der Firma Parforce. Über ein Traggestell verfügt auch dieses Modell nicht, dafür über zwei geräumige Außentaschen sowie einen seitlichen Reißverschluss, der es erlaubt, notfalls ein komplettes Stück Rotwild so im Rucksack zu verstauen, dass seine Schalen, Geäfter und Läufe seitlich herausragen, ebenso wie Träger, Äser, Mähne, Kragen, Wedel und Brunftkugeln, während Decke, Bauch und Pinsel im Rucksack verbleiben.

Nachteilig am dichten Filzgewirk ist bei diesem Rucksack möglicherweise die Regendurchlässigkeit, und so trage ich sicherheitshalber über dem Rucksack eine zünftige Kotze, ein aus grobem Wollzeug (auch Kotzen genannt) oder Loden gearbeiteter ponchoartiger Überwurf.

Gehrock und Klappzylinder

Von der Kotze zur Kappe. Auch hier stellt sich die Frage: Sind die heute üblichen Wanderhüte ihren Ahnen tatsächlich überlegen? Ich habe die Probe aufs Exempel gemacht und einen Klappzylinder gehend begutachtet.

Läuft man sich so am Scheitel unweigerlich einen Wolf, oder ist ein Schaf, wer denkt, dass Wolle und Maulwurfsfell am Berg nichts taugen? Ein prima Testtag im März. Blauer Himmel, null Grad in Rottach-Egern, und meine Gattin Teresa bittet um Lesezeit im Panoramarestaurant. Sie fährt also per Bahn voraus. Beziehungsweise: Sie steht erst einmal an der Talstation der Wallbergbahn Schlange, und zwar eine geschlagene Stunde lang.

Ich entledge mich meines Oberhemdes; nur mein Schiesser-Doppelripp-Leibchen bleibt unterm Gehrock (Baujahr 1920). An den Beinen trage ich eine braune Cordhose, darunter ebenfalls Doppelripp. Um den Bereich zwischen Solarplexus und Kinnspitze zu wärmen, setze ich auf einen Schal aus Schießmichtot von Mama. Weiß nicht, wie das

Gewebe heißt. Ariola? Alabama? Alcantara? Meine Schuhe sind aus Leder, Handschuhe sind heute nicht vonnöten.

Auf den ersten Metern bergauf alles prima, abgesehen von den etwas zu engen Manchester-Hosenröhren. Die Wandertrasse ist zwei Meter breit, wird nach oben hin immer schmaler, der Schnee ist griffig. Parallel zum Weg verläuft die Wallberg-Rodelbahn, eine über sieben Kilometer lange Naturrutsche für Erwachsene, die am heutigen Prachttag bestens besucht wird. Die Geräuschkulisse ähnelt einem Freibad während der Hundstage. Davon abgesehen ist es still; mit jedem Höhenmeter wird die Bergeinsamkeit konturöser. Der erste Teil des Weges verläuft im Schatten, mein Temperaturempfinden registriert den üblichen Übergang von *Neutral* zu *Rotbäckchen* und weiter zu *Kernreaktor*. Nach einem Viertelstündchen vermerke ich die erste Manifestation einer Schweißtröpfchenbildung, und zwar am inneren Vorderrand der Zylinderkrempe (na ja, äußerlich wäre ja auch sonderbar. Da würde man eher auf Regentropfen tippen). Aufreizend langsam läuft der Tropfen über meine Schläfe. Ganz Detektiv, lüfte ich den Hut und stelle fest: Meine Haare sind nass wie nach einer Ärmelkanaldurchquerung. Oha! Nun kommt der Mama-Schal ins

Ich wische mein schütteres Haupt trocken und begreife, warum Schal und Zylinder in der europäischen Geschichte so oft gemeinsam getragen wurden: Der Zylinder dient als Wärmesammler, in ihm sammelt sich ein feuchtes Gasgemisch, das um Entsorgung fleht – im Ottomotor wie auf dem Herrenkopf.

Spiel. Ich wische mein schütteres Haupt trocken und begreife, warum Schal und Zylinder in der europäischen Geschichte so oft gemeinsam getragen wurden: Der Zylinder dient als Wärmesammler, in ihm sammelt sich ein feuchtes Gasgemisch, das um Entsorgung fleht – im Ottomotor wie auf dem Herrenkopf. Doch während im Motor die Zündkerze das Gasgemisch explodieren lässt, besorgt auf dem Kopf der weiße Schal die Entsättigung. Das Hutlüften zum Gruße könnte also kulturgeschichtlich auch mit dem Kavalierstart verwandt sein: Heute lässt man den Motor aufheulen, früher präsentierte, ja offerierte man durchs Hut heben die körperliche Sammelwärme, Indiz für virile Aktivität, Tatendrang und Fitness.

Eine Lichtung. Welch schöner Tag für einen Textiltest. Ein spanischer Tourist bittet um ein Selfie. Fände mich »cool«, behauptet er auf Englisch. Das macht der Zylinder, ist klar. Ein anderer (Deutscher) fragt, warum ich den trage. »Er beherbergt eine Funkstation, über die ich Anweisungen aus dem All empfangen kann!« Er nickt ernst, ich



Nein, das ist nicht Johannes Heesters.
Und die Pfütze da unten ist auch nicht das Mittelmeer.

eile weiter gipfelwärts. Nun erhöht sich die Tropfenflussgeschwindigkeit, und zudem registriere ich Nässe am Rücken und unter den Achseln.

An zwei Passagen kontrolliere ich bewusst meine Schritte, ansonsten habe ich nie den Eindruck, mich in Lebensgefahr zu bewegen – was ja bekanntlich auch wieder ein lebensbedrohender Eindruck ist. Ich überhole sie alle: Anorakträger, Polyesterverehrer, Gore-Tex-Mexikaner, auch Skitourengeher lasse ich hinter mir, und zwar mit Genuss. Nach einer guten Stunde erreiche ich die Baumgrenze, ganz ähnlich gekleidet wie die ersten Alpinpioniere, die Erstbesteiger und dekadenten Engländer, hurray. Ich stehe im Spätschnee und freue mich des Lebens. Es gibt ja so viele Arten, sich einen besonderen Tag zu kredenzen.

Zugegeben, Teile meiner Kleidung mögen nasser sein als chemisch gestrickte Fasern, aber wer fragt schon nach derlei Kleinigkeiten, wenn er nach knapp 900 Höhenmetern solch einen Blick hinab auf den Tegernsee genießt!

Und als ich an der Bergstation meinen Gehrock zum Trocknen an die Garderobe hänge und mir die von Teresa mitgebrachte Wechselkleidung anlege, muss ich mir nichts schönreden, um zu konstatieren: Funktionskleidung ist enorm überschätzt. So wie Kohlefaser für den Radrahmenbau, Convenience Food, Castingshows, iPhone X, Flachbildschirme, dieses zwischenzeitlich neue Netzwerk, wie hieß das gleich? »Vero«, genau, ein Vorläufer von Clubhouse. Oder früher Minipli. Kann man alles genießen – das Leben lebt sich jedoch auch ohne. Jedenfalls bei gutem Wetter. Und sobald es ordentlich regnet, werden mein Zylinder und ich einen anderen Berg erklimmen.

Sollten irgendwelche Rahmenbauer, Clubhäusler oder iPhone X-User sich nunmehr unterschätzt fühlen, so biete ich einen Bußgang an. Man kann nämlich wunderbar mit sich und anderen ins Reine kommen, einfach, indem man die Mauken voreinander setzt.

Viva la Badelatsche!

Schließt sich die Frage an, wo der willige Bußgänger seine Mauken reinsteckt – in Wanderkreisen ein Dauerbrenner, was schon vom Wort her auf eine eventuelle Folge falscher Schuhwahl hindeutet. Aber es muss nicht immer ein atmungsaktives Lederfutter sein, mit *Bunion Leisten* für den Lebensraum der Großzehe, Torsionssteife mit Materialmix auf *Mesh*-Basis, Vibram Ultragrip, chromfrei vegetabil geegerbt.

Nein, in der Not frisst der Teufel Fliegen bzw. Badelatschen. Teresa ist mit den Kindern vorgefahren, ich muss eh runter zur Zillertalbahn, da könnte man auf dem Weg

noch schnell einen Gipfel mitnehmen. Und da die Wanderschuhe oben bleiben sollen, gleichsam als Hütteninventar, entscheide ich mich für den Hamberg – der sieht schön rundlich aus, ohne Absturzgefahr. Müsste auch mit Plastiksclappen machbar sein. Leichte Wanderungen hat die Chirurgin mir vorgestern ausdrücklich erlaubt – und Wege, die man in Badelatschen zurücklegen kann, müssen leicht sein. Oder etwa nicht?

Wetter ok, Gewitter sind erst für den Nachmittag angekündigt. Zunächst runter zum Märzenbach, auf der anderen Seite wieder rauf. Moderate Wanderwege und Forststraßen, immer hübsch diagonal am Hang. Hui, wie die Sonne brät; mein Wasserbedarf ist hoch. Praktisch, dass Bäche hier häufig sind und ich so unbefangen durchstiefele wie sonst selten. 800 Höhenmeter geht es bergauf, ehe der puppige Weg einer leichten Kletterei weicht. Große, trockene Gesteinsbrocken, auf denen man schlecht ausrutschen kann. Nach drei Stunden stehe ich oben, 2000 Meter und ein paar Zerquetschte, und Teresa ruft an und berichtet von der Kinderspielgruppe, in der beim heutigen ersten Pandemie-Treffen draußen im Park diskutiert wurde, ob man die Zweige, die ein Kind angefasst hat, desinfizieren muss, ehe sie ein anderes Kind angrapscht. Das hierfür zuständige Hygienekonzept geht auf dieses Detail nicht ein, was eine Mutter für einen beklagenswerten Mangel hält. Und so beschließt diese besonders umsichtige Frau, die Spielgruppentreffen zukünftig zu meiden, zumal andere Kinder (unsere?) offenkundig nicht erfolgreich dazu erzogen wurden, Abstand zu halten. Das sei eine Frage der Solidarität, und wer seine Kinder einfach gewähren lasse, mindestens ein Egoist, wenn nicht sogar ein Hallodri.

Ich studiere derweil die Westseite des Hamberges, balanciere dabei unsicher über den alpinen Schutt. Problem: Diese Seite ist weit steiler als jene, auf der ich hinaufgekommen bin. Über mir ballen sich Gewitterwolken. »Tschüss, ich komme so schnell wie möglich. Muss nur eben runter zum Bahnhof!« Aber wie? In kleinen Toppelschritten suche ich nach Halt, gerate immer wieder ins Schlittern. Glatter Fels passt nicht zu Badelatschen. Wenn ich falle, so nehme ich mir vor, dann bitte nicht unbedingt auf die frische Wunde. Ich bin nämlich erst vor zwei Tagen am unteren Rücken operiert worden, eine Zyste wurde erfolgreich entsorgt. Vor Sport in diesen Tagen warnte die Chirurgin mich ausdrücklich, aber wahrscheinlich meinte sie Sport im engeren Sinne, also Geräteturnen, Stabhochsprung und Kleinkaliber liegend. Denn, so ergänze ich den Hinweis der Ärztin: Nur gut durchblutete Wunden heilen schnell. Ich bin dran.

In der Ferne donnert's, und leider kommt diese Ferne schnell näher. Unter mir sehe ich den Ort Fügen, die Häuser unangenehm klein. Ritsch: Ein Stock bohrt sich von

unten durch die Sohle, schleicht sich an meinem Mittelfuß vorbei, reißt dann ein Loch ins Obergewebe. Uff. Gut, dass ich unverletzt geblieben bin (womöglich ist der Stock nicht einmal desinfiziert).

Bemerkenswert: Auch der andere Schuh löst sich auf, an gleicher Stelle wie sein Kollege, aber ohne Stockschuld. Vielleicht ist sie das, diese berühmte Sohlidarität! Du gehst kaputt, ich geh mit – man kann meinen Badeschlappen viel vorwerfen, aber keinen Egoismus.

Zum Barfußlaufen ist das Terrain leider auch nicht der wahre Jakob, also weiter in den Schuhruinen. Handy ist fast leer. Große Tropfen platschen aufs Display, als ich die Karte konsultiere. Um eins esse ich den lächerlich kleinen Brotnust, den ich als Verpflegung dabei habe – ansonsten ist der Rucksack prall mit Hüttenmüll gefüllt. Aahhh ... einen ganzen Meter rutsche ich auf feuchtem Waldboden, ehe ich die Kontrolle wiedererlange, eine von sieben veritablen Rutschpartien. Besser veritabel als vertikal, keuche ich, und bitte den Sensenmann (immer in Sichtweite dabei) um Geduld. Schließlich stoße ich auf eine gepflegte Forststraße, woraufhin er mit wegwerfender Handbewegung abdreht. Womöglich ist er auch aus Zucker, denn bald darauf kracht und blitzt es wie im Bilderbuch. Und jetzt, Freunde des Starkstroms, könnten meine Schuhe vom Sicherheitsproblem zum -garant werden. Gummi isoliert doch, der Blitz kann mich mal!

Und nach fünf Stunden insgesamt für 20 Kilometer Weg sitze ich im Zug, badeschlapp, aber frohgemut, fahre heim und entsorge mein Schuhwerk noch am Hauptbahnhof. Danke, liebe Latschen.

P.S.: Noch am Abend des selbigen Tages bahnt sich ein krachender Shitstorm an, bedrohlich wie das geschilderte Gewitter. Sämtliche Sektionen der österreichischen Bergwacht scheinen meinen Bericht auf Social Media gelesen zu haben und äußern sich nicht amüsiert: »Das sind genau die Piefkes, die wir hier nicht haben wollen!« Gleichsam als Regenjacke, in die ich mich hülle, appelliere ich an alle, womöglich noch schwankenden Leser: Was ich tat, war unvernünftig und gefährlich. Darum gilt: Nicht nachmachen!

P.P.S.: Wiederum drei Stunden später. Noch immer schwingen die digitalen Zeigefinger, dröhnt mir das Du-Du-Du in den Ohren, und ein gewisser Trotz hat sich meiner bemächtigt. Glaubt ihr wirklich, ihr Bergretter alle, ich würde euch im Falle eines Falles konsultieren, mit Badelatschen an den Mauken? Nein, das wäre mir dann doch unan-

genehm. Auf allen vieren kröche ich den Hamberg hinab, schon um die wohlverdiente Gebühr für den Helikopterflug zu sparen. Aber es gibt auch ein Zuviel der gut gemeinten Warnungen, und in mir keimt die Idee, dereinst in Flipflops über die Alpen zu schlendern, oder doch wenigstens mit Stöckelschuhen auf die Zugspitze. Und ihr werdet mich nicht daran hindern können, ihr mediokren Maßregler, ihr Spaßbremsen, ihr!

Guten Rutsch

Auf die Idee des Stöckelschuh-Grenzgangs werden wir noch zurückkommen. Als Kind besaß ich Gleitschuhe, ein heute ausgestorbenes Verkehrsmittel. Es handelte sich um eine bzw. zwei größenverstellbare Metallplatten, die unterm Schuh festgeschnürt werden konnten, und die bereits mit den ersten spätherbstlichen Nassschneefällen zum Einsatz kamen. Für uns Kindergartenkinder war das Glitschen und Gleiten eine perfekte Erweiterung des Bewegungsrepertoires, mit jedem Schritt konnte neues Terrain erglitten werden. Es ist mir völlig unverständlich, warum es keine Gleitschuhe mehr gibt. Auf Schlittschuhen mag man rasanter unterwegs sein, aber man benötigt blankes Eis, und zugefrorene Gewässer gibt es immer seltener. Für die Schulung des Gleichgewichts sind Rutschpartien, egal welcher Art, in jedem Fall förderlich.

Ich mag Grundschüler gewesen sein, als ich das erste Mal den Begriff »Eisregen« hörte,

**»Ich mag Grundschüler gewesen sein, als ich das
erste Mal den Begriff ‚Eisregen‘ hörte, und bis
heute sind mit ihm die wärmsten Glücksgefühle verbunden:
Eisregen, das bedeutete nämlich schulfrei, hurra!«**

und bis heute sind mit ihm die wärmsten Glücksgefühle verbunden: Eisregen, das bedeutete nämlich schulfrei, hurra! Eisregen ersparte uns Gören das Anlegen der Gleitschuhe, man konnte auf ganz normalen Schuhen um die Wette rutschen. Im Laufe der Jahre mischte sich in die ursprünglich ungetrübte Freude immer mehr Nervenkitzel, und spätestens mit dem Erwerb des Führerscheins wurde der Eisregen vom Freund zum Endgegner. Dem glitschigen Fiesling kann man als Fußgänger auf dreierlei Art begegnen: Erstens mit der Erhöhung der Haftreibung durch Kreppsohlen oder Spikes. In jedem Baumarkt gibt es für mittelkleines Geld das, was der Alpinist »Grödel« nennt, nämlich Schneeketten mit Gummizug für die Schuhe. In die Ketten sind stählerne Hai-

fischzahnzacken integriert, die in den Schnee bzw. in das Eis greifen. Solche Miniatur-Steigeisen erfüllen ihre Funktion tadellos und lassen sich bei Tauwetter in einem mitgelieferten Säckchen aufbewahren. Wem die Grödel zu massiv auftragen oder zu indiskret die Gleichgewichtsprobleme des Trägers verraten, der kann auch zu Schuhen greifen, in deren Sohlen bereits Spikes integriert sind – früher nannte man derartige Modelle Nagelschuhe. Diese Spezialtreter ähneln jenen Schuhen, mit denen ich damals in Wuppertal Funken stieben ließ, nur eben sportiv, bewusst benägelt und ominöserweise funkenfrei. Ich persönlich habe nur beste Erfahrungen mit dem Modell »Blizzard GTX« gemacht, einem Trailrunningschuh aus dem Hause La Sportiva, kann mir aber gut vorstellen, dass ein versierter Schuster auch Schuhe mit Spikes ausrüsten kann, deren Sohlen traditionell eher nagelfrei daherkommen, Sneaker, Moonboot, Louboutin.

Die zweite Möglichkeit, den Gefahren des winterlichen Ausrutschens zu begegnen, ist das (zusätzliche) Anlegen brauchbarer Schutzkleidung. An erster Stelle denke ich an Handschuhe, sodann an steife Hüte oder wuchtige Wollmützen für jene, denen ein Helm gar zu sicherheitsbedürftig wirkt. Als Alternative, etwa für Freunde überhoher Bienenkorbfrisuren, bietet sich auch ein Airbag an, der eigentlich für Fahrradfahrer konzipiert wurde und als Halskrause getragen wird – wenn denn die Bienenkorbfrisur nicht sowieso höchstselbst ausreichend Schutzwirkung entfalten sollte. Knie- und Ellenbogenschoner sowie Rückenprotektor lassen sich bei entsprechender Kleidergrößenwahl auch unterm Nadelstreifenanzug tragen, und für die ganz Vorsichtigen ist eventuell auch ein Kissen als Gesäßschutz hilfreich.

Für die allerbeste Lösung halte ich jedoch meinen Vorschlag Nummer drei: Grips statt Grip. Man besinne sich auf die Weisheit des Kindes, gehe gerade nach frischen Eisregenfällen hinaus an die frische Luft und entdecke die ungeahnten Möglichkeiten. Volle Konzentration und vorwärts Marsch. Inspiriert vom Skilanglauf kann man sein Heil in der Skatingtechnik suchen oder im klassischen Diagonalschritt, womöglich schlittert es sich aber auch am besten seitwärts oder unter Zuhilfenahme des Hosenbodens. Solange man motorisch nur zu wenigen Momenten kontrollierten Gleitens in der Lage ist, sollte man diese Fähigkeit auch nutzen, nicht nur weil es Spaß macht, sondern auch wegen seines Präventionspotenzials. Bewegungserfahrungen wie das Gleiten schulen das Gleichgewicht und schützen somit vor dem einen oder anderen lästigen Oberschenkelhalsbruch in einem anderen Spätherbst, nämlich dem des Lebens.

Rutschen kann man auch in der warmen Jahreszeit, beispielsweise im Schotter des Hochgebirges. Die Schuttbänder an den Hängen der Zugspitze etwa sind vorzüglich

dafür geeignet, vom Fußgänger nach Art der Skifahrer im Schuss hinabgeglitten zu werden. »Musikmachen« lautet hierfür der Fachbegriff in der lokalen Sportlergemeinde. Tatsächlich ist die Übung weniger halsbrecherisch als manch Flachlandtiroler denken mag. Nachteilig ist jedoch der hohe Verschleiß des Schuhwerks. Nur wenige »Musikstücke«, und die Treter sind hinüber.

Eine wunderbare Sommerrutsche sind auch nasse Wiesen, vom schmierigem Laub ganz abgesehen. Merke: Flutschfördernde Umstände sollten uns niemals zum Stubenhocken zwingen, im Gegenteil! Lasst uns alle wieder zu Dreikäsehochs werden und jauchzend die Chausseen hinuntergleiten, ob mit Popopolster oder ohne.

Wer die Sache weniger kindlich, dafür so richtig professionell angehen will, der kann im Winter seine Wanderschuhe durch Schneeschuhe oder Tourenski ersetzen. Allen unkundigen Flachländern sei erklärt: Hüfthoher Schnee kann zu tiefem Einsinken des Wanderwilligen führen und das Vorwärtskommen selbst auf den bewährten Gleitschuhen unmöglich machen. In einem solchen Falle sind Schneeschuhe oder Tourenski die bessere Wahl.

Schneeschuhe mögen auch die Bewohner der norddeutschen Tiefebene bereits gese-

**»Lasst uns alle wieder zu Dreikäsehochs werden
und jauchzend die Chausseen hinuntergleiten,
ob mit Popopolster oder ohne.«**

hen haben, etwa im Kintopp. Prominent getragen werden sie z.B. in »The Trap« von 1966 (Deutsch: »Ruf der Wildnis«), mit Rita Tushingham als Waisenmädchen, das dem schneeschuhtragenden Trapper (gespielt von Oliver Reed) mithilfe eines Fuchsschwanzes und einer Buddel Whiskey ein Bein amputiert.

Zügiger noch kommt der (zweibeinige) Winterwanderer auf Tourenski durch den Tiefschnee: Spezielle Holzplatten, deren Unterseite bergauf mit einem Fell beklebt werden, welches den Tourengänger am Zurückrutschen hindert. Bergab werden die Felle im Rucksack verstaut, und los geht die rasende Fahrt, jedenfalls theoretisch. Praktisch gibt es bei dieser Fortbewegungsart die unterschiedlichsten Herausforderungen zu bewältigen, von denen die Lawinengefahr nur eine ist. Meine Tourengängerkarriere ist fürs Erste abgeschlossen, ich halte mich für ungeeignet, bin grundsätzlich überfordert. Hier ein kleiner Rückblick:

Impressum

© 2022 GRÄFE UND
UNZER VERLAG GmbH,
Postfach 860366, 81630 München



EDITION

Gräfe und Unzer ist eine eingetragene Marke
der GRÄFE UND UNZER VERLAG GmbH,
www.gu.de

ISBN 978-3-8338-8201-2
1. Auflage 2022

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck,
auch auszugsweise, sowie Verbreitung
durch Bild, Funk, Fernsehen und Internet,
durch fotomechanische Wiedergabe,
Tonträger und Datenverarbeitungssy-
steme jeder Art nur mit schriftlicher
Genehmigung des Verlages.

Projektleitung: Silke Tauscher

Lektorat und Korrektorat:

Christiane Schwabbaur

Umschlaggestaltung & Layout:

ki36, Sabine Skrobek, Petra Schmidt

Herstellung: Susanne Fuhrmann

Satz: Anja Dengler •

Werkstatt München GbR

Reproduktion: Longo AG, Bozen

Druck und Bindung: aprinta GmbH,
Wemding

Umwelthinweis:

Dieses Buch ist auf PEFC-zertifiziertem
Papier gedruckt. PEFC garantiert, dass
Holz- und Papierprodukte aus nachhaltig
bewirtschafteten Wäldern stammen.

Wichtiger Hinweis:

Die Informationen in diesem Buch stellen
die Erfahrungen und die Meinung der
Autoren dar. Sie wurden von ihnen nach
bestem Wissen erstellt und mit größtmög-
licher Sorgfalt geprüft. Sie bieten jedoch
keinen Ersatz für persönlichen kompetenten
medizinischen Rat. Weder die Autoren noch
der Verlag können für eventuelle Nachteile
oder Schäden, die aus den im Buch gegebene
praktischen Hinweisen resultieren, eine
Haftung übernehmen.

Die GU-Homepage finden Sie unter
www.gu.de

Bildnachweis:

Coverfoto: Jörg Koch

Foto Umschlagklappe: Jörg Koch

Alle Fotos privat, außer: S. 135, 142, 145:
Bernhard Hoëcker, S. 147, 173: Matthias Boch

GRÄFE
UND
UNZER

Ein Unternehmen der
GANSKE VERLAGSGRUPPE

Das Wandern ist des Wigalds Lust

Ob beim ziellosen Flanieren, auf dem Weg zur Arbeit,
im burschikosen Torkeln oder auf seinen Grenzgängen
auf die höchsten Gipfel aller Bundesländer – für Wigald Boning
ist zu Fuß unterwegs sein in seiner Unverzichtbarkeit
höchstens mit Essen, Schlafen und Atmen vergleichbar.

In »Der Fußgänger« nimmt er uns mit auf einen
reizvollen Trampelpfad ins Glück.

»Ich bin dafür, das Gehen wieder als das zu begreifen, was es ist:
Zum einen eine pfiffige Idee, um ohne fremde Hilfe vom Bett
zum Kühlschrank, in fremde Länder oder auf hohe Berge
zu gelangen, und zum anderen ein Akt der Liebe.«

Wigald Boning

